

MICHAEL C. FRANK

DAS TATTOO ALS TABU: KULTURELLE GRENZGÄNGER UND IHRE TÄTOWIERUNGEN IN DER KOLONIALLITERATUR – VON GONZALO GUERRERO BIS JEAN-BAPTISTE CABRI

THE TATTOO AS TABOO: CULTURAL GO-BETWEENS AND THEIR TATTOOS IN COLONIAL LITERATURE – FROM GONZALO GUERRERO TO JEAN-BAPTISTE CABRI

This chapter investigates the figure of the facially tattooed white sailor in colonial literature from the time of the Spanish conquista to the nineteenth century, arguing that facial tattoos were regarded as breaking a taboo: a conspicuous sign of alienation from Western society and its norms, they clearly identified those who bore them as “cultural defectors” who were literally marked by non-Western cultures. The taboo of facial tattooing can be traced to the very beginnings of modern colonialism. Early accounts of the conquest of Mexico relate the exceptional case of Gonzalo Guerrero, a shipwrecked sailor who became the military commander of a Mayan chief in Yucatán. When Cortés reached the region and ordered the Spaniard to join his troops, Guerrero refused, reportedly explaining that his countrymen would not tolerate his “carved” – that is, tattooed – face (*cara labrada*). After the discovery of Polynesian all-over tattooing in the context of the Pacific encounter, the figure of the facially tattooed Westerner became more prominent. Although the practice of tattooing spread among sailors in the nineteenth century, it was usually confined to the arms, so that the taboo of facial tattooing remained in place. Facially tattooed sailors who returned home – such as the Frenchman Jean-Baptiste Cabri – were reduced to the status of freaks, which is why Herman Melville’s *Typee* (1846) presents facial tattooing as the

ultimate threat to one's social identity: in this fictional text, having one's face tattooed is equivalent to losing one's face.

I. VORSPIEL: GONZALO GUERRERO

Als Hernán Cortés 1519 mit seinen Schiffen die Insel Cozumel vor der Küste von Yucatán erreicht, erfährt er, dass auf dem nahegelegenen Festland „bärtige Männer“ als Sklaven eines Kaziken ihr Dasein fristen.¹ Wie sich später herausstellt, handelt es sich um die beiden letzten Überlebenden eines Schiffbruchs, die bereits seit acht Jahren in der Gegend sind.² Am ausführlichsten dokumentiert wird die Episode zu Beginn der *Historia verdadera de la conquista de la Nueva España* von Bernal Díaz del Castillo, einem Augenzeugenbericht, der allerdings mit einem zeitlichen Abstand von fast fünfzig Jahren niedergeschrieben und erst 1632 posthum veröffentlicht worden ist. Diesem Bericht zufolge sind die Spanier hochofrenetisch, als sie von der Präsenz von Landsleuten erfahren (und der Grund hierfür ist unschwer zu erraten: zweisprachige Informanten sind für die angestrebte Landeroberung im wahrsten Sinne Gold wert). Cortés sendet indigene Boten mit einem Brief aus, in dem er die versklavten Spanier auffordert, zu seiner Expedition hinzuzustoßen. Mit Glasperlen, die er den Boten mit auf den Weg gibt, sollen sie sich ihre Freiheit erkaufen. Doch nur einer der Männer folgt dem Befehl. Es handelt sich um den Franziskanermönch Gerónimo de Aguilar aus Sevilla. Als dieser in Begleitung der beiden Boten in einem Kanu bei Cortés eintrifft, wird er zunächst für einen Eingeborenen gehalten:

„[Viele erkannten] den Spanier nicht, denn er sah aus wie ein echter Indianer. Er hatte von Haus aus eine braune Hautfarbe und trug das Haar wie die indianischen Skla-

¹ Diego de Landa, *Bericht aus Yucatán*, übers. von Ulrich Kunzmann, 2. Aufl., Leipzig 1990, S. 15.

² Vgl. Bernal Díaz del Castillo, *Wahrhafte Geschichte der Entdeckung und Eroberung von Mexiko*, hg. und bearb. von Georg A. Narciß, 2. Aufl., Frankfurt am Main 1982, S. 66, sowie die davon in einigen Details abweichende Version derselben Geschichte in Diego de Landa, *Bericht aus Yucatán*, a.a.O., S. 11 f.

ven. Er trug ein Ruder auf der Schulter, einen alten zerrissenen Strumpf an einem Bein und einen anderen, der nicht besser war, um den Leib. Dazu kam ein zerlumpter Mantel und ein noch schlechterer Gürtel, die seine Scham bedeckten.“³

Neben dem äußeren Erscheinen hatte Aguilar während seiner achtjährigen Gefangenschaft auch die Sitzweise der „Indianer“ angenommen.⁴ So zeugten zunächst nur sein gebrochenes Spanisch und sein in die Kleidung gewickeltes Gebetsbuch von seiner ursprünglichen Herkunft. Doch Aguilar war begierig darauf, zu seinen Landsleuten zurückzukehren, und er schloss sich bereitwillig Cortés' Truppen an, denen er in der Folgezeit als Dolmetscher wichtige Dienste leistete.

Ganz anders verhielt sich der zweite Spanier, der unter den Maya in Yucatán lebte. Sein Name ist als „Gonzalo Guerrero“ überliefert, und er genießt im heutigen Mexiko einen geradezu legendären Status.⁵ Als Aguilar die spanischen Truppen auf Cozumel erreichte, behauptete er, vor seiner Abreise persönlich mit Guerrero (einem Matrosen) gesprochen zu haben. Er habe Guerrero nachdrücklich zum Fortgehen gedrängt, doch dieser sei stur geblieben. Die angebliche Rechtfertigung Guerreros wird von Díaz del Castillo – als Zitat Aguilars – mit den Worten wiedergegeben:

³ Díaz del Castillo, *Wahrhafte Geschichte*, a.a.O., S. 65.

⁴ Ebd., S. 66.

⁵ Zur dünnen Faktenlage und der frühneuzeitlichen Repräsentation Gonzalo Guerreros vgl. Rolando J. Romero, „Texts, Pre-Texts, Contexts: Gonzalo Guerrero in the Chronicles of Indies“, in: *Revista de Estudios Hispánicos* 26:3 (1992), S. 345–367. Zum Nachleben Guerreros in Literatur und Legende vgl. u.a. Rose Anna Mueller, „Gonzalo Guerrero and the Discourse of Colonialism“, in: Theo D'haen und Patricia Kros (Hg.), *Colonizer and Colonized (Volume 2 of the Proceedings of the XVth Congress of the International Comparative Literature Association "Literature as Cultural Memory", Leiden, 16–22 August 1997)*, Amsterdam und Atlanta, GA 2000, S. 193–203, sowie Mark A. Hernández, „Rewriting Stories about Vilified Figures from the Conquest of Mexico“, in: ders., *Figural Conquistadors: Rewriting the New World's Discovery and Conquest in Mexican and River Plate Novels of the 1980s and 1990s*, Lewisburg, PA 2006, S. 83–109.

„Bruder Aguilar, ich habe mich hier verheiratet, bin Vater von drei Kindern und gelte in diesem Land soviel wie der Kazike, wenn es Krieg gibt. Gehe du mit Gott! Ich kann mich nicht mehr unter meinen Landsleuten sehen lassen. Mein Gesicht ist bereits auf indianische Weise entstellt, und meine Ohren sind durchbohrt. Was würden die Spanier zu mir sagen, wenn sie mich in diesem Aufzug erblickten. Sieh einmal die drei Jungen an, was sie für liebe Kinder sind.“⁶

Guerrero war inzwischen zum Rang eines Kriegsherrn aufgestiegen (daher rührt vermutlich auch der ihm zugeschriebene Name, der übersetzt „Krieger“ bedeutet). Um Aguilars Überredungsversuche abzuwehren, betonte Guerrero dementsprechend nicht nur seine familiäre Bindung an das andere „Land“, sondern verwies darüber hinaus auf seinen gehobenen sozialen Status, mit dem eine verantwortungsvolle Aufgabe verbunden war. Und die oben zitierte Passage nennt noch einen dritten Hinderungsgrund, der einer Rückkehr Guerreros zu seinen Landsleuten im Wege stand: die auffällige und unumkehrbare Veränderung seines Gesichts. Die Spuren der Körpermodifikation in seinem Antlitz, so gab sich Guerrero überzeugt, wären von den Konquistadoren nicht geduldet worden. Zumindest hielt er diese Begründung für so stichfest, dass er glaubte, Aguilar damit zufriedenstellen zu können.

Die Formulierung „Mein Gesicht ist bereits auf indianische Weise entstellt“ ist eine ungenaue Übersetzung des spanischen Originals, das an der betreffenden Stelle wie folgt lautet: „que yo tengo labrada la cara“.⁷ Das Verb *labrar* bedeutet unter anderem ‚schnitzen‘ bzw. ‚einschnitzen‘ und scheint daher auf den ersten Blick auf Skarifizierung, also das Einritzen von Zeichen (als Ziernarben) in die Gesichtshaut hinzudeuten. Doch gibt es verschiedene Indikatoren, dass vielmehr das Punktieren und Färben der Haut gemeint ist, welches wir heute als ‚Tätowieren‘ bezeichnen,

⁶ Díaz del Castillo, *Wahrhafte Geschichte*, a.a.O., S. 62.

⁷ Bernal Díaz del Castillo, *Historia verdadera de la conquista de la Nueva España: Manuscrito „Guatemala“*, edición crítica de José Antonio Barbón Rodríguez, México, D.F./Madrid 2005, S. 66.

weshalb die englische Übersetzung den zitierten Satz mit „I have my face tattooed“ wiedergibt.⁸ Letztere Übertragung ist zwar insofern anachronistisch, als das Verb ‚tätowieren‘ erst nach James Cooks erstem Aufenthalt auf Tahiti 1771 in Europa bekannt wurde; eine neuere kritische Edition des spanischen Textes kommt aber zu dem Schluss, dass „cara labrada“ in der Tat synonym mit „cara tatuada“ zu verstehen ist.⁹ Von der entsprechenden Maya-Praktik berichtet die 1566 erschienene *Relación de las cosas de Yucatán* des späteren Bischofs von Yucatán, Diego de Landa:

„[Die Indios] schnitten sich Zeichnungen in die Haut, und je mehr sie hatten, desto mutiger und tapferer waren sie nach ihrer Ansicht, weil diese Art, sich den Körper zu bemalen, sehr qualvoll war und folgendermaßen ausgeführt wurde: Diejenigen, die dieses Amt versahen, bemalten den Teil, den sie wollten, mit Farbe, und danach schnitten sie diese Bilder vorsichtig ins Fleisch ein; auf diese Weise, mit Blut und Farbe, erhielten sich die Bilder in der Haut; sie bemalten sie nach und nach, da es ja sehr schmerzvoll für sie war; und danach (wurden sie) auch krank, weil die eingeschnittenen Zeichnungen sich entzündeten und eiterten; trotzdem spotteten sie über jene, die sich nicht bemalten.“¹⁰

Ogleich diese Darstellung einige offensichtliche Ungenauigkeiten aufweist (etwa die irreführende Beschreibung des Tätowierens als Schneiden oder die falsche Annahme, die daraus resultierenden Hautfärbungen basierten auf „Blut und Farbe“), entspricht sie doch im Wesentlichen dem, was europäische Forscher im 18. und 19. Jahrhundert über Tahiti und andere ozeanische Inseln berichten sollten (wie noch zu zeigen sein wird).

Diego de Landa bestätigt, dass sich der Spanier Guerrero unter

⁸ Bernal Díaz del Castillo, *The Discovery and Conquest of Mexico, 1517–1521*, übers. von A. P. Maudslay, London 1939, S. 90.

⁹ Vgl. Díaz del Castillo, *Historia verdadera de la conquista de la Nueva España*, a.a.O., S. 304.

¹⁰ Diego de Landa, *Bericht aus Yucatán*, a.a.O., S. 49.

den Maya „Zeichnungen in die Haut [schnitt]“,¹¹ wobei der Originaltext abermals das Verb *labrar* gebraucht: „antes bien labraba su cuerpo“.¹² Die Tatsache, dass der Mann, der uns heute als Gonzalo Guerrero bekannt ist, am ganzen Körper Tätowierungen trug, macht seinen singulären Status innerhalb der frühen Kolonialgeschichte deutlich. In den Worten Carlos Rincóns handelt es sich „um den einzigen Fall, der in der gesamten Konquistazeit bekannt wurde, daß ein geborener Spanier die Formen der Eingeborenenkultur annahm, praktizierte und sich uneingeschränkt zu eigen machte, sich voll in deren Welt integrierte, um fortan in ihr zu leben“.¹³ Rincón fügt hinzu:

„[Guerrero] gliederte sich in ihre symbolische Ordnung ein und gab ein Bild dieser Ordnung an seinem Körper wieder. Dies beweist die Übernahme eines visuellen Textes: Er benutzte die dekorative Körpermalerei der Tätowierungen und weiteren Schmuck, und er trat in das äußerst komplexe Geflecht gegenseitiger Abhängigkeiten, Herrschafts- und Unterordnungsbeziehungen ein, die in den Maya-Clans mit Ehe und Verwandtschaft verbunden waren.“¹⁴

Demzufolge haben wir es mit dem frühesten Fall eines Phänomens zu tun, das Urs Bitterli in seiner *Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Kulturbegegnung* als das ‚Überlaufen‘ von Kolonisten und Reisenden zu „archaischen Völkern“ beschrieben hat.¹⁵ Frühen historiographischen Quellen gemäß

11 Ebd., S. 12.

12 Fray Diego de Landa, *Relación de las cosas de Yucatán*, introducción de Angel María Garibay, 10a. edición, México 1973, S. 7.

13 Carlos Rincón, „Nachwort (1989)“, in: Diego de Landa, *Bericht aus Yucatán*, a.a.O., S. 221–240, hier: S. 225.

14 Ebd. In seinem Buch *La Conquête de l'Amérique. La question de l'autre* kommt auch Tzvetan Todorov zu der Einschätzung, Gonzalo Guerrero stelle das „klarste Beispiel“ einer „Identifikation“ seitens der Konquistadoren mit der indigenen Kultur dar. Todorov spricht sogar von einer „vollständigen Identifikation“. Tzvetan Todorov, *Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen* (1982), übers. von Wilfried Böhringer, Frankfurt am Main 1985, S. 211–239, hier: S. 232 f.

ging Guerreros Identifikation mit den yucatekischen Maya so weit, dass er gegen seine eigenen Landsleute in den Kampf zog, weshalb die betreffenden Autoren ihn als Verräter diffamieren.¹⁶ Demnach kann Bitterlis Metapher des ‚Überlaufens‘ hier wörtlich genommen und im militärischen Sinne verstanden werden.

Was den Fall Guerreros im vorliegenden Zusammenhang besonders interessant macht, ist jedoch ein anderer Aspekt: nämlich die zentrale Rolle, welche dabei seinen Tätowierungen zukommt. Die Gesichtstätowierung des ‚indianisierten‘ Spaniers wird in den verfügbaren Quellen als ein Stigma präsentiert, das eine Reintegration Guerreros erschwerte, wenn nicht gar verunmöglicht hätte. Warum das so ist, wird nicht explizit ausgeführt (so als verstehe es sich von selbst, dass Guerreros Tattoos einen Tabubruch darstellten).¹⁷ Doch lassen sich die Ursachen für diese Haltung im kolonialen Kontext durchaus nachvollziehen. Die Hautstiche in Guerreros Körper dokumentierten seinen Aufstieg innerhalb des Mayavolks, in dem er beheimatet war, und signalisierten zugleich seine Verpflichtungen gegenüber der Stammesgemeinschaft und dem Kaziken, denen er als militärischer Anführer diente. Nach einer Rückkehr zu seinen spanischen Landsleuten wären diese Spuren der sozialen Integration und der kulturellen Assimilation zu Symbolen der Überschreitung geworden. Als Indikatoren sei-

- 15 Urs Bitterli, *Die ‚Wilden‘ und die ‚Zivilisierten‘. Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Kulturbegegnung* (1976), 2. Aufl., München 1991, S. 86–87, hier: S. 86. Von ‚Überläufern‘ spricht Bitterli in Bezug auf portugiesische Kolonisten, die sich im 15. Jahrhundert von der westafrikanischen Küste in das Hinterland absetzten und in lokalen Stammesverbänden als Berater oder Medizinmänner tätig wurden. Auf dieser Grundlage prägte der Ethnologe Karl-Heinz Kohl das Konzept des ‚kulturellen Überläuferturns‘, wobei er – ergänzend zu Bitterlis sehr knapper Darstellung – Fälle aus fast allen Phasen und Kontexten der Kolonialgeschichte anführte. Vgl. Karl-Heinz Kohl, „Travestie der Lebensformen‘ oder ‚kulturelle Konversion‘? Zur Geschichte des kulturellen Überläuferturns“, in: ders., *Abwehr und Verlangen. Zur Geschichte der Ethnologie*, Frankfurt am Main und New York 1987, S. 7–38.
- 16 Vgl. den Abschnitt „Acculturation and Treason“, in: Rolando J. Romero, „Texts, Pre-Texts, Con-Texts“, a.a.O., S. 350–357.
- 17 Zum ‚Akkulturationsstabus‘ in der Kolonialliteratur vgl. Michael C. Frank, *Kulturelle Einflussangst. Inszenierungen der Grenze in der Reiseliteratur des 19. Jahrhunderts*, Bielefeld 2006, und hier vor allem das Kapitel „Grenzüberschreitungen“, S. 49–86.

ner Abtrünnigkeit vom christlichen Glauben hätten sie Guerrero untrüglich als Überläufer ausgewiesen – noch dazu auf eine für jedermann sichtbare und nicht zu verbergende Weise. Während die körperlichen Veränderungen des Franziskanermönchs Gerónimo de Aguilar nur dessen Frisur, Kleidung und Sitzhaltung betrafen und daher leicht rückgängig gemacht werden konnten, trug Guerrero irreversible Zeichnungen im Gesicht, die ihn permanent an eine andere Kultur und Gesellschaft banden. Im Akt des Tätowierens vollzog sich Guerreros Akkulturation in symbolischer Weise (als Einschreibung des Anderen in seinen Körper) und wurde (aufgrund der Dauerhaftigkeit der Tätowierungen) zugleich verstetigt, so dass von dieser Akkulturation immer Spuren geblieben wären.

Aus ähnlichen Gründen stellte die Ganzkörper­tätowierung auch im weiteren Verlauf der europäischen Kolonialexpansion einen Tabubruch dar. Wie im Folgenden gezeigt werden soll, war das Tabu selbst dann noch in Kraft, als der Kulturkontakt mit Tahiti und anderen ozeanischen Inseln sowohl in Europa als auch in den USA einen regelrechten Tattoo-Boom herbeigeführt hatte. Namentlich die Gesichtstätowierung blieb ein Zeichen der kulturellen Entfremdung, das in eindeutiger Weise eine Grenzüberschreitung markierte – auch in Zeiten, als Armtätowierungen unter Seeleuten längst ein vertrauter Anblick geworden waren. Hierfür werde ich zwei Beispiele anführen. Das erste ist der historische Fall des französischen Matrosen Jean-Baptiste Cabri, der in verschiedenerlei Hinsicht die Geschichte Gonzalo Guerreros wiederholt, im Unterschied zu dieser jedoch mit einer Heimkehr endet. Das zweite Beispiel ist eine literarische Fiktion aus der Feder Herman Melvilles, in der die Gesichtstätowierung als sprichwörtlicher Gesichtsverlust fungiert. Zunächst aber soll rekonstruiert werden, wie der europäisch-polynesischer Kulturkontakt zur Vermischung zweier unabhängiger Tätowiertraditionen führte, ohne dass dabei die Praktik der Ganzkörper­tätowierung in Europa und den USA Verbreitung fand. Nur vor diesem Hintergrund lässt sich nachvollziehen, warum die Gesichtstätowierung im 19. Jahrhundert nichts von ihrer ‚Exotik‘ einbüßte.

II. DIE ENTDECKUNG DER POLYNESISCHEN TÄTOWIERUNG UND IHRE FOLGEN

Frühneuzeitliche Autoren wählten potentiell irreführende Begriffe, wenn sie auf die Maya-Praktik des Tätowierens zu sprechen kamen, da sie keine präziseren Bezeichnungen kannten. So schrieb etwa Francisco Cervantes de Salazar in seiner *Crónica de la Nueva España* (ab 1560), Guerreros Gesicht sei *pintada* („bemalt“) gewesen, wohingegen er zur Beschreibung von Guerreros Händen das schon aus den oben zitierten Quellen bekannte Verb *labrar* verwendete.¹⁸ Von ‚Bemalungen‘ ist auch in Beschreibungen polynesischer Tätowierungen die Rede, die zu Beginn der europäischen Erforschung des südpazifischen Raums entstanden. Bereits 1595 beobachtete Pedro Fernández de Quirós die polynesishe Praktik der Ganzkörpertätowierung auf der Marquesas-Insel Fatu Hiva. Die Insulaner, schrieb der gebürtige Portugiese, seien im Gesicht und am Körper „bemalt“.¹⁹ Solange den europäischen Entdeckungsreisenden nur derart unspezifische Bezeichnungen zur Verfügung standen, blieb die polynesishe Praktik der ‚Körperbemalung‘ seltsam unscharf und konturlos, woran sich bis ins späte 18. Jahrhundert nichts ändern sollte.

Im Juni 1767 erreichte zunächst Samuel Wallis mit der Fregatte *Dolphin* Tahiti, wo sein rabiates Verhalten gegenüber den Insulanern einen engeren Kontakt mit diesen verhinderte, so dass keine genauere Beobachtung indigener Praktiken möglich war.²⁰ Auf

¹⁸ Zitiert nach Rolando J. Romero, „Texts, Pre-Texts, Con-Texts“, a.a.O., S. 352.

¹⁹ Zitiert nach Bronwen Douglas, „Cureous Figures: European Voyagers and *Tatau*/Tattoo in Polynesia, 1595–1800“, in: Nicholas Thomas, Anna Cole und Bronwen Douglas (Hg.), *Tattoo. Bodies, Art, and Exchange in the Pacific and the West*, Durham 2005, S. 33–52, hier: S. 33 (meine Übersetzung).

²⁰ George Robertson, Kapitän der *Dolphin*, berichtet in seinen Reiseaufzeichnungen zwar, bei Männern im Alter von sechzehn Jahren würden zunächst die Schenkel schwarz angemalt und dann der Rest der Beine und die Arme mit seltsamen Zeichen („cureous [sic] figures“) versehen, während Frauen diese Operation etwas früher durchliefen; in der entsprechenden Passage verwendet er aber ebenfalls zweimal das irreführende Verb *paint*, das an eine oberflächliche Bemalung der Haut denken lässt. Zitiert nach Bronwen Douglas, „Cureous Figures“, a.a.O., S. 35.

den als ‚Entdeckung‘ Tahitis bekannt gewordenen einmonatigen Aufenthalt Wallis‘ und seiner Mannschaft folgte neun Monate später der Besuch des Franzosen Louis-Antoine de Bougainville, dessen 1771 veröffentlichte *Voyage autour du monde* den mythischen Status Tahitis als Paradies auf Erden begründete. An einer Stelle seines Aufsehen erregenden Reiseberichts merkt Bougainville an, die tahitianischen Frauen schminkten sich nicht die Wangen rot wie die Europäerinnen, sondern färbten sich stattdessen die Schenkel und Gesäßbacken dunkelblau. Dies sei zugleich „Schmuck“ und Zeichen der „Distinktion“, und die Männer seien derselben „Mode“ unterworfen.²¹ Bougainville verschweigt nicht, dass er nur das Endprodukt aus eigener Anschauung kannte und nicht Zeuge der Herstellung geworden war. Dies hält ihn jedoch nicht davon ab, den knappen Abschnitt zum (noch namenlosen) Tätowieren mit einigen kulturvergleichenden Betrachtungen abzuschließen. In der betreffenden Passage interpretiert er das Tätowieren als ein universelles Kennzeichen ‚primitiver Kultur‘, als eine Praktik, die nicht nur bei den heutigen ‚Wilden‘ verschiedener Kontinente verbreitet ist, sondern die auch bei den ‚wilden‘ Urahnen der modernen Europäer anzutreffen war. Bougainville stellt Parallelen zur bleibenden Körperbemalung her, wie Julius Caesar sie den Ureinwohnern Britanniens zuschrieb und wie er selbst sie bei „Indianern“ in Kanada beobachtet hatte.²² Beim Tätowieren handelt es sich demnach, so das Fazit Bougainvilles, um eine universelle Praktik, die all diejenigen Völker ausüben, welche sich noch in der Nähe des Naturzustandes befinden.²³

Ogleich Bougainville in seinen Ausführungen zu tahitianischen Tattoos deren Dauerhaftigkeit betont – er spricht von „tra-

²¹ Louis-Antoine de Bougainville, *Voyage autour du monde par la frégate du Roi „La Boudeuse“ et la flûte „L'Étoile“* (1771), hg. von Jacques Proust, Paris 1982, S. 254 (meine Übersetzung).

²² Vgl. ebd. Zur entsprechenden Stelle in Caesars *De bello Gallico* – wo das Verb *infigere* benutzt wird – vgl. Charles W. MacQuarrie, „Insular Celtic Tattooing: History, Myth and Metaphor“, in: Jane Caplan (Hg.), *Written on the Body. The Tattoo in European and American History*, London 2000, S. 32–45, hier: S. 35.

²³ Bougainville, *Voyage autour du monde*, a.a.O., S. 254.

ces ineffaçables“, „unauslöschlichen Spuren“ also –, gebraucht er doch das irreführende Verb ‚malen‘. Andere Teilnehmer seiner Expedition notierten zwar die Bezeichnungen *tatau* oder *tata* als einheimische Begriffe für die „Flecken“ beziehungsweise „Zeichen“ auf der Haut der Tahitianer;²⁴ doch erst mit den zwischen 1771 und 1773 veröffentlichten Berichten über Cooks Weltumsegelung sollte sich das polynesisches Wort in Europa verbreiten.²⁵ Die entsprechende Passage in Cooks Bordtagebuch (wie bei Bougainville handelt es sich nur um einen einzigen Absatz) stammt nicht von Cook allein, sondern ist in weiten Teilen den Aufzeichnungen des jungen Naturforschers Joseph Banks entlehnt, aus denen Cook unter anderem die folgende Beobachtung übernimmt: „Both sexes paint their bodys [sic] *Tattow* as it is called in their language, this is done by inlaying the Colour of black under their skins in such a manner as to be indelible.“²⁶ Sogleich sticht ins Auge, dass auch Banks und Cook das Verb *paint* verwenden, dass sie dann jedoch diejenige Eigenschaft hervorheben, welche das *tatau* technisch von nur oberflächlichen Körperbemalungen unterscheidet: Die Tätowierung befindet sich nicht *auf*, sondern *in* der Haut, wodurch sie „unauslöschlich“ ist.

Ungeachtet dieser Tatsache ließen sich Teilnehmer der Cook'schen Expedition als erste Europäer überhaupt tahitianische Motive eintätowieren. Sydney Parkinson, Assistent von Joseph Banks und beauftragt mit der Erstellung botanischer Skiz-

24 Zitiert nach Bronwen Douglas, „Cureous Figures“, a.a.O., S. 35.

25 Vgl. Nicholas Thomas, „Introduction“, in: ders., Anna Cole und Bronwen Douglas (Hg.), *Tattoo*, a.a.O., S. 7–29, hier: S. 7 und Anm. 3.

26 James Cook, *The Journals of Captain James Cook on His Voyages of Discovery*, Bd. 1: *The Voyage of the "Endeavour", 1768–1771*, hg. von J. C. Beaglehole, Cambridge 1968, S. 125. Während der drei Monate, die Cook mit seiner Mannschaft auf Tahiti verweilte, hatte Joseph Banks enge Kontakte mit Tahitianern geknüpft, sich an indigenen Zeremonien beteiligt und versucht, die einheimische Sprache zu erlernen. Wenige Tage vor Aufbruch der Expedition war er dabei auch Zeuge des Vorgangs des Tätowierens geworden. Vgl. Steve Gilbert, *Tattoo History. A Source Book*, New York 2000, Kap. 4. J. C. Beaglehole hat Banks' Beschreibung des Tätowierens mit der gerade zitierten Passage aus Cooks Tagebuch verglichen; siehe die hilfreiche Gegenüberstellung beider Textstellen in Cook, *The Journals of Captain James Cook*, a.a.O., S. ccvi f.

zen, schrieb in seinem Tagebuch: „Mr. Stainsby, myself, and some others of our company, underwent the operation, and had our arms marked.“²⁷ Hierzu merkt der Herausgeber der Cook'schen Reiseaufzeichnungen an: „Herrn Stainsby, einem Vollmatrosen, kommt somit vielleicht die Ehre zu, die lange und ehrwürdige Tradition des tätowierten Seemanns begründet zu haben.“²⁸ In der Tat war es unter Seeleuten bald gang und gäbe, sich an Arm, Brust oder Bein tätowieren zu lassen – zunächst auf polynesischen Inseln, als Reisesouvenir, dann an Bord der eigenen Schiffe und schließlich in Tätowierstudios in den heimischen Häfen. Ende des 19. Jahrhundert galt die Tätowierung bereits als unfehlbares Kennzeichen der Seemänner.²⁹ Folgerichtig heißt es in Oscar Wildes Roman *The Picture of Dorian Gray* von 1891 über den noch unidentifizierten Leichnam James Vanes: „He looks as if he had been a sort of sailor; tattooed on both arms, and that kind of thing.“³⁰

Sind Matrosen folglich als Importeure der Tätowierung in die westlichen Metropolen zu betrachten? In der einschlägigen Forschung lassen sich diesbezüglich zwei Gegenpositionen identifizieren, die in jüngeren Publikationen zu einer dritten, vermittelnden Position ausgearbeitet worden sind. Die erste Position wurde zuletzt von dem Ethnologen Alfred Gell eingenommen. Gell erklärt zu Beginn seiner einflussreichen Studie *Wrapping in Images. Tattooing in Polynesia*: „Das Tätowieren, wie es heute in westlichen Ländern praktiziert wird, begann als Folge der europäischen Expansion in den Pazifik, wie die polynesischen Ursprünge des

27 Zitiert nach James Cook, *The Journals of Captain James Cook*, a.a.O., S. 125, Anm. 3.

28 Beaglehole in James Cook, *The Journals of Captain James Cook*, a.a.O., S. 125, Anm. 3 (meine Übersetzung).

29 In einem Aufsatz zum Verhältnis zwischen Klasse und Tätowierung im viktorianischen Großbritannien stellt James Bradley fest: „Throughout the nineteenth century tattoos were most associated with sailors.“ James Bradley, „Body Commodification? Class and Tattoos in Victorian Britain“, in: Jane Caplan (Hg.), *Written on the Body*, a.a.O., S. 136–155, hier: S. 141.

30 Die betreffende Textstelle erscheint im 18. Kapitel: Oscar Wilde, *The Picture of Dorian Gray* (1891), hg. von Peter Ackroyd, Harmondsworth 1985, S. 227.

Wortes ‚Tattoo‘ bezeugen.“³¹ Mit dieser Feststellung schloss sich Gell einer unter Tätowierfans wie -forschern gleichermaßen weit verbreiteten Meinung an,³² von der neuere Beiträge zum Thema allerdings Abstand nehmen. So entwickelte die Historikerin Jane Caplan mit den BeiträgerInnen des von ihr edierten Bandes *Written on the Body. The Tattoo in European and American History* die Gegenthese, dass die seit dem späten 18. Jahrhundert in Europa und Amerika sich ausbreitende Praktik des Tätowierens keineswegs in der Kulturbegegnung mit Polynesien ihren alleinigen Ursprung hat, so entscheidend diese Begegnung auch ohne Zweifel gewesen sei. Vielmehr existiere eine in Schrift und Bild dokumentierte Tradition des Tätowierens in Europa, die zwar diskontinuierlich verlaufen und zwischenzeitlich in Vergessenheit geraten sei, die sich aber gleichwohl bis in die Antike zurückverfolgen lasse. Dabei ließen sich zwei Haupttraditionslinien unterscheiden: die Stigmatisierung von Kriminellen und Sklaven bei Griechen, Römern und Kelten einerseits; die Kennzeichnung christlicher Pilger andererseits (letztere Form der Tätowierung trat zunächst im frühneuzeitlichen Palästina auf, ab dem 16. Jahrhundert dann auch im italienischen Wallfahrtsort Loreto).³³ Diese zweite Traditionslinie ist im vorliegenden Zusammenhang von größerem Interesse, da sie historisch näher an der europäisch-polynesischen Kulturbegegnung des späten 18. Jahrhunderts liegt.

Die hier reproduzierte Abbildung (Abb. 1) entstammt dem 1738 veröffentlichten Buch *Die Alten jüdischen Heiligthümer, Gottesdienste und Gewohnheiten* des Pastors Johann Lund. Sie zeigt Motive, die sich der aus Hamburg stammende Pilger Ratge Stubbe im Jahre

31 Alfred Gell, *Wrapping in Images. Tattooing in Polynesia*, Oxford 1993, S. 10 (meine Übersetzung).

32 Für weitere Belege siehe Nicholas Thomas, „Introduction“, a.a.O., S. 7.

33 Vgl. Jane Caplan, „Introduction“, in: dies. (Hg.), *Written on the Body. The Tattoo in European and American History*, London 2000, S. xi-xxiii, hier: S. xvi f. C. P. Jones betont in seinem Beitrag, dass sich der Begriff ‚Stigma‘ bei Griechen und Römern fast immer auf Tätowierungen bezog – und nicht auf Brandmale, wie man meinen könnte. Vgl. C. P. Jones, „Stigma and Tattoo“, in: Caplan (Hg.), *Written on the Body*, a.a.O., S. 1–16, hier: S. 2.

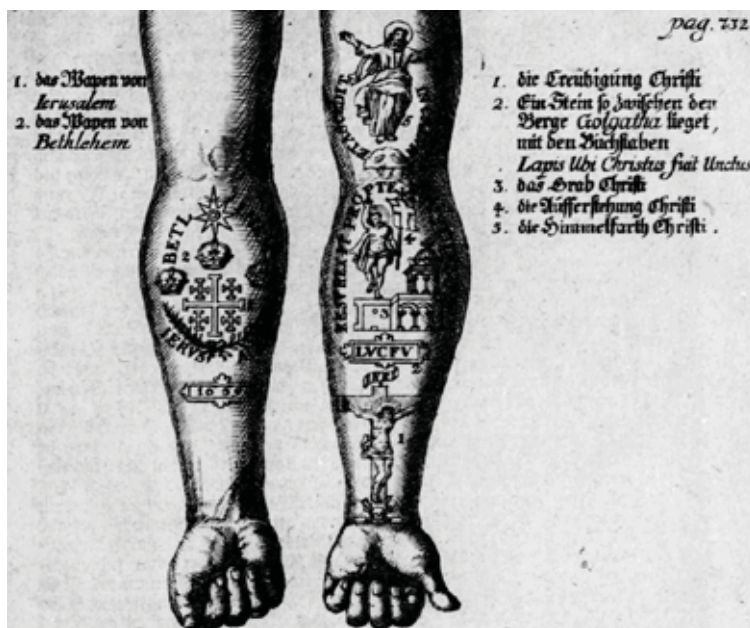


ABB. 1: ARMTÄTOWIERUNGEN EINES DEUTSCHEN JERUSALEM-PILGERS AUS DEM JAHRE 1669.

1669 (wie über dem rechten Handgelenk vermerkt) als Andenken an seinen Jerusalem-Aufenthalt auf der Innenseite seiner beiden Arme anbringen ließ.³⁴ In einer Legende werden die dargestellten Symbole und biblischen Szenen identifiziert. Vergleicht man diese Armätätowierungen – die exakt einhundert Jahre vor Cooks erstem Tahiti-Aufenthalt entstanden – mit Darstellungen tätowierter Europäer vom Ende des 19. Jahrhunderts, so erscheint es unmittelbar einleuchtend, von einem „process of convergence and reinforcement“³⁵ zu sprechen und sich Caplans These anzuschließen, wonach im Zuge der europäisch-polynesischen Kulturbegegnung zwei bis dahin unabhängige Tätowiertraditionen zusammenliefen und gemeinsam das heute pauschal ‚Tattoo‘ genannte Phänomen hervorbrachten.³⁶

³⁴ Vgl. Ulrike Landfester, „Gestochen scharf. Die Tätowierung als Erinnerungsfigur“, in: Roland Bongards (Hg.), *Schmerz und Erinnerung*, München 2005, S. 83–98, hier: S. 89 f.

³⁵ Caplan, „Introduction“, a.a.O., S. xx.

³⁶ Vgl. zu dieser Argumentation auch Juliet Fleming, „The Renaissance Tattoo“, in: Jane Caplan (Hg.), *Written on the Body*, a.a.O., S. 61–82, hier: S. 67 ff.

Demzufolge ist von einem „Impuls zur Wiederbelebung“³⁷ des Hautstichs in Europa auszugehen, der ohne die Kulturbegegnung im pazifischen Raum in dieser Form nicht passiert wäre – ein Argument, das der deutsche Publizist Stephan Oettermann bereits 1979 in seiner Studie zum Thema präsentierte.³⁸ Oettermann zitiert einen Brief der Herzogin Amalie von Weimar an Wieland, der zeigt, wie früh die Tätowiermotive bei europäischen Seeleuten von polynesischen Mustern abwichen. Am 20. Juni 1789 berichtete Anna Amalia aus der süditalienischen Küstenstadt Portici:

„Gestern noch sah ich bei dem Chevalier Hamilton in der Barca einen Matrosen, dessen Arme und Beine nach otahitischem Gebrauch tätowiert waren, und wie wir die Figuren untersuchten, waren es die Kreuzigung Christi, das englische Wappen, das heilige Sakrament – il capo di Policinello.“³⁹

Obgleich die hier beschriebenen nationalen und religiösen Symbole ikonographisch keinerlei Verbindung zu Polynesien aufweisen, werden sie von der Verfasserin eindeutig im Sinne eines kulturellen Einflusses Tahitis gedeutet. Dabei wird übersehen, dass namentlich christliche Motive wie die Kreuzigung Christi schon vor der Entdeckung Tahitis in Pilger-Tätowierungen erschienen (wie das Beispiel Ratge Stubbes zeigte). Da das Wort ‚Tätowieren‘ eindeutig tahitianisch konnotiert war, wurde auch die damit bezeichnete Praktik pauschal mit Tahiti assoziiert.

Anstatt derartige Quellen nun zum Anlass zu nehmen, endlich Klarheit über den ‚eigentlichen‘ Ursprung des Tätowierens zu schaffen, regt der Ethnologe Nicholas Thomas an, die Geschichte des Tätowierens als Prozess des Kulturtransfers neu zu schreiben. Hier deutet sich eine dritte Position innerhalb der Forschung an, der zufolge es nicht genügt, die Vermischung zweier Traditionen festzustellen, sondern ein genauerer Blick auf den Kontext

37 Stephan Oettermann, *Zeichen auf der Haut*, a.a.O., S. 21.

38 Vgl. ebd., S. 20.

39 Zitiert nach ebd., S. 45.

geworfen werden muss, in dem es zu besagtem Austausch kam. Erklärtes Ziel des von Thomas edierten Bandes *Tattoo. Bodies, Art, and Exchange in the Pacific and the West* ist es, „eine transkulturelle Geschichte des Tätowierens zusammenzustellen“.⁴⁰

III. JEAN-BAPTISTE CABRI: VOM GRENZGÄNGER ZUM AUSGES- TOSSENEN

Einige der hierfür wertvollsten Quellen verdanken wir der ersten von Russland aus begonnenen Weltumsegelung, die am 7. August 1803 in Kronstadt begann. In seinen 1812 in Frankfurt erschienenen *Bemerkungen auf einer Reise um die Welt* beschreibt der deutsche Naturforscher Georg Heinrich von Langsdorff in mehreren Kapiteln den Aufenthalt der Expedition auf der Marquesas-Insel Nuku Hiva, wobei er im Gegensatz zu seinen Vorläufern aus dem 18. Jahrhundert der Tätowierung besondere Aufmerksamkeit schenkt. Er schreibt: „Die merkwürdigste und interessanteste Art der Südseeinsulaner den nackten Körper zu verschönern, besteht in der *Punktirung* oder dem *Tatuiren*.“⁴¹ Wie der Ethnologe Alfred Gell in seiner bereits erwähnten Studie *Tattooing in Polynesia* betont, war die polynesische Kunst des Tätowierens auf den sechs Marquesas-Inseln in der Tat am weitesten fortgeschritten – nicht nur, was die Anzahl und individuelle Komplexität der Motive betraf, sondern auch, was den Umfang der Tätowierungen auf dem Körper anbelangte.⁴² Beide Geschlechter waren tätowiert, wobei Männer die ausschließlich auf den Marquesas anzutreffenden Ganzkörper-Tätowierungen trugen. Für diese Praktik gab es einen eigenen Ausdruck: *patu tiki*, was Gell im Titel seiner Studie mit „wrapping in images“, „in Bilder einhüllen“, übersetzt. Frauen waren weniger stark tätowiert. Die Tätowierungen beschränk-

⁴⁰ Nicholas Thomas, „Introduction“, a.a.O., S. 11 (meine Übersetzung).

⁴¹ G. H. von Langsdorff, *Bemerkungen auf einer Reise um die Welt in den Jahren 1803 bis 1807*, 2 Bde., Frankfurt am Main 1812, Bd. I, S. 99 (Hervorh. im Original gesperrt). Ich verwende die digitalisierte Fassung des Buches, die als elektronische Ressource vom Göttinger Digitalisierungszentrum (GDZ) zur Verfügung gestellt wird: <<http://gdz.sub.uni-goettingen.de/dms/load/toc/?PPN=PPN334127149&IDDOC=136008>> (aufgerufen: 26. 7. 2015).

⁴² Vgl. Alfred Gell, *Wrapping in Images*, a.a.O., Kap. 4, hier: S. 163.



ABB. 2: „EIN BEWOHNER DER INSEL NUKAHIWA“.

ten sich bei ihnen auf Extremitäten (vor allem Hände, Füße und Oberschenkel) sowie Schultern, Hals, Lippen, Gesäßbacken und Geschlechtssteile, wo sie jeweils in kleinerer Dichte angebracht wurden als bei den Männern.

Zusammen mit dem von Kapitän Adam Johann von Kruzenstern verfassten Expeditionsbericht kommt Langsdorffs Buch die Bedeutung zu, die Aufmerksamkeit westlicher Beobachter gezielt auf die polynesische Tätowierung gelenkt zu haben. Darüber hinaus registrierten beide Texte den frühesten bekannt gewordenen Fall eines nach marquesanischer Sitte am ganzen Körper (und nicht nur, in Seemannsmanier, an Arm, Bein oder Brust) tätowierten Europäers. Bereits der erste ‚Wilde‘, der ihnen bei Einfahrt der Schiffe in die Bucht entgegentrat, entpuppte sich als ein „Europäer, ganz nach hiesiger Landessitte entkleidet, und ausser einer schmalen Hüftsbinde entblößt“:

„Ein englischer Matrose, der sich *Roberts* nannte, und der, Gott weiß, bey welcher Gelegenheit und durch welchen Zufall, hierhergekommen war, stand vor uns und versi-

cherte, indem er so ziemlich gut englisch sprach, diese Insel schon seit mehreren Jahren bewohnt zu haben.“⁴³

Wie wir heute wissen, verbirgt sich hinter dem Namen ‚Roberts‘ der ehemalige Seemann Edward Robarts (mit ‚a‘), der im Dezember 1797 von einem Walfangschiff desertiert war und bis Februar 1806 auf den Marquesas lebte.⁴⁴ „[W]ir waren nicht wenig erstaunt“,⁴⁵ sagt Langsdorff über diese unerwartete Begegnung. Bei aller Verwunderung der Reisenden ist die Geschichte Robarts‘ allerdings keineswegs singulär, denn Matrosen, die unfreiwillig (etwa infolge eines Schiffbruchs) oder freiwillig (als Meuterer oder Deserteure) vom Rest der Mannschaft getrennt wurden und die daraufhin alleine oder in Gruppen unter Eingeborenen lebten, waren seit Aufkommen der Handelsschiffahrt im Pazifik immerhin so häufig, dass ein eigener Begriff für sie geprägt wurde: *beachcombers* (gewöhnlich mit ‚Strandläufer‘ übersetzt). *Beachcombers* waren zumeist im Stile der Eingeborenen gekleidet, auch wenn dies nur von den wenigsten Gemeinschaften ausdrücklich zu einer Bedingung gemacht wurde. Fast überall bestand dagegen der Zwang, oder doch ein erheblicher Druck, sich nach einheimischer Sitte tätowieren zu lassen.⁴⁶

43 Langsdorff, *Bemerkungen auf einer Reise*, a.a.O., Bd. I, S. 77 (Hervorh. im Original gesperrt).

44 In Kalkutta verfasste Robarts später ein Tagebuch, das inzwischen als Manuskript in der schottischen Nationalbibliothek in Edinburgh wiedergefunden und 1974 von dem Ethnologen Greg Denning in Buchform publiziert wurde. Edward Robarts, *The Marquesan Journal of Edward Robarts, 1797–1824*, hg. von Greg Denning, Honolulu 1974.

45 George H. von Langsdorff, *Bemerkungen auf einer Reise*, a.a.O., Bd. I, S. 77.

46 Vgl. das Kapitel „Beachcombers and Castaways“ in: H. E. Maude, *Of Islands and Men. Studies in Pacific History*, Melbourne u.a. 1968, S. 134–177. Auf diese nach wie vor unverzichtbare Studie sind inzwischen weitere Arbeiten aus Ethnologie und Literaturwissenschaft gefolgt. Vgl. die Kapitel „Ships and Men“ und „Beachcombers“ in Greg Denning, *Islands and Beaches. Discourse on a Silent Land. Marquesas 1774–1880*, Chicago 1980, S. 95–124 und S. 129–156; vgl. ferner Rod Edmond, „Mutineers and Beachcombers“, in: ders., *Representing the South Pacific. Colonial Discourse from Cook to Gauguin*, Cambridge 1997, S. 63–97; Vanessa Smith, „A Gift of Fabrication: The Beachcomber as Bricoleur“, in: dies., *Literary*

In Anbetracht des „beachcombing boom“⁴⁷ im 19. Jahrhundert überrascht es kaum, dass die Krusenstern-Expedition auf Nuku Hiva nicht nur die Bekanntschaft eines Engländers machte, sondern zugleich von der Gegenwart eines weiteren Europäers auf der Insel erfuhr. Wie Robarts den Reisenden berichtete, hielt sich neben ihm noch ein Franzose mit Namen Jean-Baptiste Cabri auf Nuku Hiva auf. Gemeinsam war beiden Europäern, dass sie bereits seit einigen Jahren auf den Marquesas lebten. Beide, insbesondere aber der Franzose, vermochten es, sich in der einheimischen Sprache auszudrücken, wobei Cabri das Französische fast vollkommen verlernt hatte. Der Franzose war in Langsdorffs Augen bereits „so sehr verwildert [...], daß zwischen ihm und den Eingebornen, in Absicht seiner Sitten, seiner Lebens- und [...] seiner Denkungsart sehr wenig Unterschied Statt fand“.⁴⁸ Er schwamm so gut wie die anderen Insulaner, hatte die Tochter eines niederen Häuptlings geheiratet und lebte nicht nur mit der Familie seiner Frau in einem vertrauten Verhältnis. Zudem war er an verschiedenen Stellen – auch im Gesicht – tätowiert, was die Russen dazu veranlasste, ihn auf der hier gezeigten, oft reproduzierten Abbildung zu verewigen (Abb. 3 links). Der Kupferstich von Alexander Orłowski, nach einer Zeichnung Wilhelm Gottlieb Tilesius' von Tilenau, zeigt Cabri in der aus dem antiken Griechenland überlieferten Pose eines „Schleuderer[s]“.

1817 wurde in Genf ein offenbar von Cabri selbst verfasster Bericht über seinen neunjährigen Aufenthalt auf den Marquesas gedruckt.⁴⁹ Darin behauptet Cabri, er habe die ersten zwei Tätowie-

Culture and the Pacific. Nineteenth-Century Textual Encounters, Cambridge 1998, S. 18–52; sowie Jonathan Lamb, Vanessa Smith und Nicholas Thomas (Hg.), *Exploration & Exchange. A South Seas Anthology, 1680–1900*, Chicago/London 2000, S. 117–269 („Part II: Beachcombers & Missionaries“, mit Auszügen aus Texten ehemaliger *beachcombers*). Zum Thema *beachcombers* und Tätowierung vgl. außerdem Joanna White, „Marks of Transgression“, a.a.O.

47 Vgl. H. E. Maude, „Beachcombers and Castaways“, a.a.O., S. 137.

48 George H. von Langsdorff, *Bemerkungen auf einer Reise*, a.a.O., Bd. I, S. 85.

49 „Précis historique et véritable du séjour de J.H Kabris, natif de Bordeaux, dans les Îles de Mendocça [...]“, in Auszügen abgedruckt in: Pierre Ottino-Garanger und Marie-Noëlle Ottino-Garanger, *Te Patu Tiki. Le Tatouage aux Îles Marquises*, Paris 1998, S. 150.



ABB. 3: LINKS: „BILDNISS DES AUF DER INSEL NUKAHIWA GEFUNDENEN UND VERWILDERTEN FRANZOSEN, JEAN BAPTISTE CABRI, ALS SCHLEUDERER VORGESTELLT“; RECHTS: „JOSEPH KABRIS, NATIF DE BORDEAUX, VICE-ROI [SIC] ET GRAND JUGE DES ILES DE MENDOÇA“.

rungen in Anschluss an seine Heirat mit einer Häuptlingstochter erhalten, und zwar von seinem Schwiegervater, dem „König“,⁵⁰ höchstpersönlich. Eine „Viertelmaske“ in der linken Gesichtshälfte kennzeichnete laut Cabri seinen neuerworbenen Status als Schwiegersohn des Stammesführers (und folglich seine Aufnahme in dessen Familie), während ihm eine Sonne auf den Lidern des rechten Auges „den Titel eines Richters“⁵¹ zuwies (und somit, auf den ersten Blick sichtbar, seine Integration in die soziale Hierarchie kennzeichnete). Nach Beendigung dieses ersten, äußerst schmerzhaften Eingriffes wurde Cabri einem anderen Insulaner übergeben, der sich über drei Tage hinweg seines restlichen Körpers annahm. Nach Verstreichen der üblichen Genesungszeit

⁵⁰ Ebd. (meine Übersetzung).

⁵¹ Ebd. (meine Übersetzung).

nahm Cabri bei einem Überfall auf die Insel Tahuata teil, bei dem er sich durch kriegerisches Geschick auszeichnen konnte. Als Belohnung für den gelungenen Raub einer Piroge (mitsamt deren zehnköpfiger Besatzung) wurde Cabri nach eigenem Bekunden zum „Vizekönig der Insel“ und „Hauptmann“ der königlichen „Garde“ ernannt, woraufhin ihm sein Schwiegervater – als besonderes Zeichen der Würde – einen „Brustharnisch“⁵² auf die rechte Brust tätowierte, wie ihn der Häuptling selbst in größerem Umfang auf dem Bauch und sein Sohn (als Kandidat für die Nachfolge) auf der linken Brust trug.

Cabris Bericht bestätigt den von europäischen und amerikanischen Beobachtern immer wieder vermuteten Zusammenhang zwischen dem Umfang der Tätowierungen auf dem Körper und dem gesellschaftlichen Rang. Eine solch einseitige Deutung greift laut Alfred Gell jedoch zu kurz. Seine Studie vertritt die These, dass die marquesanische Tätowierung zwar durchaus die früh erkannte Bedeutung als Statussymbol oder, genauer, Kennzeichen des sozialen Prestiges hatte, dass sie aber zugleich eine Herabsetzung bedeutete. Gell beschreibt diesen Zusammenhang als „admixture of honour and degradation“.⁵³ Wie er erläutert, gründete der Sonderstatus der Häuptlinge auf den Marquesas-Inseln weder in religiöser Autorität, noch beruhte er allein auf Erbfolge. Der Stammesführer – dessen Einflussgebiet sich für gewöhnlich nicht auf eine ganze Insel erstreckte, wie Cabri behauptet, sondern zumeist auf ein einzelnes Tal – war vielmehr auf Allianzen angewiesen, die per Heirat und Adoption geschlossen wurden, und musste sich als Anführer und Ernährer bewähren: durch militärische Erfolge in den fortwährenden Scharmützeln mit befeindeten Stämmen einerseits, durch die Versorgung des eigenen Gefolges in Zeiten der Hungersnot andererseits.⁵⁴ In seiner privilegierten Machtposition hatte der Häuptling die Pflicht, einen elitären Zirkel zu verköstigen, der dadurch zwar an sozialem Status und an Macht gewann, sich aber zugleich an den Häuptling

52 Ebd. (meine Übersetzung).

53 Alfred Gell, *Wrapping in Images*, a.a.O., S. 204.

54 Vgl. ebd., S. 165–170.

band und seiner Führung unterwarf.⁵⁵ Die bei dieser Gelegenheit angefertigten Tätowierungen, so Gell, signalisierten dementsprechend sowohl den Zugang zu Macht und Reichtum als auch die Tatsache, dass dieser Zugang durch Abhängigkeit erworben wurde. Sie standen für „honourable degradation“,⁵⁶ was Gell mit der für Gesichtstätowierungen benutzten Fäkalsprache zu belegen versucht.⁵⁷ Bestätigungen dieser These finden sich auch in Langsdorffs Reisebericht, demzufolge Cabris „schwarzblaues (tatuirtes) Auge“ seine Mitgliedschaft in einer „Schmaugesellschaft“ signalisierte⁵⁸ – woraus hervorgeht, dass es womöglich eine weitaus weniger ehrenvolle Bedeutung hatte als Cabri selbst behauptete.

Vor diesem Hintergrund ist von besonderem Interesse, welchen Bedeutungswandel Cabris Tätowierungen vollzogen, als er den Kontext verließ, in dem sie seine Bindung an seinen Schwiegervater und Ernährer signalisierten und ihm einen Platz in der lokalen Hierarchie zuwiesen. Auch dieser Bedeutungswandel lässt sich aus dem verfügbaren Quellenmaterial rekonstruieren. Denn am Ende des Aufenthaltes der russischen Expedition reiste nicht etwa der weniger stark akkulturierte Robarts mit Krusenstern zurück, sondern ausgerechnet Cabri.⁵⁹ Aus Langsdorffs Erläuterung zum obigen Porträt (Abb. 3 links) geht hervor, dass Cabri, nachdem man ihn in Russland abgesetzt hatte, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Offensichtlich befriedigte er eine exotistische Schaulust. So führte er in Moskau und Petersburg auf der Bühne die Tänze der marquesanischen Eingeborenen vor, bis seine Karriere eine unerwartete Wende nahm: Cabris in der Südsee erworbenen Fähigkeiten als Schwimmer verschafften ihm vorübergehend eine Stelle als Schwimmtrainer von Marinekadetten in Kronstadt.

⁵⁵ Vgl. hierzu auch ebd., S. 204.

⁵⁶ Ebd., S. 207.

⁵⁷ Vgl. ebd., S. 204–206; vgl. zu den einheimischen Begriffen für Tätowierungen auch Karl von den Steinen, *Die Marquesaner und ihre Kunst*, a.a.O., S. 110–112.

⁵⁸ George H. von Langsdorff, *Bemerkungen auf einer Reise*, a.a.O., Bd. I, S. 104

⁵⁹ Wie George H. von Langsdorff berichtet, war Cabri vor Aufbruch zu lange an Bord geblieben und hatte schließlich, als ein Unwetter seine Rückkehr an Land verunmöglichte und eine sofortige Abfahrt der Schiffe erforderte, mitreisen müssen. Vgl. ebd., S. 163.

Laut Langsdorff konnte sich Cabri sehr schnell wieder in seiner Muttersprache ausdrücken, während er die Landessprache von Nuku Hiva bald fast vollkommen verlernt hatte.

Die Ethnologen Karl von den Steinen und Greg Denning haben noch einige weitere Fakten aus dem Leben Cabris eruiert.⁶⁰ Demnach weckte der tätowierte Franzose das Interesse von Wissenschaftlern und war auch im Adel als Kuriosität beliebt. Er wurde sowohl Ludwig XVIII. als auch Friedrich Wilhelm III. vorgeführt. Sein Leben unter den Reichen und Mächtigen nahm jedoch ein Ende, nachdem er über die Jahrmärkte Mitteleuropas nach Frankreich zurückgekehrt war – wo er zur Kirmes-Attraktion verkam. Bei von den Steinen findet sich eine Abbildung aus Cabris Variété-Zeit (Abb. 3 rechts). Sie zeigt, dass Cabris Tätowierungen in Europa noch vervollständigt worden waren und er sich darüber hinaus mit Requisiten ausgestattet hatte, die der exotistischen Schaulust seiner Zeitgenossen entgegenkamen – auch wenn man Straußenfedern, wie sie Cabris Kopf zieren, auf den Marquesas ebenso vergeblich suchen würde wie das hier von ihm getragene Röckchen. Als Selbstdarsteller auf Bühnen und Jahrmärkten ist Cabri der erste tätowierte ‚Freak‘ in einer langen Reihe von Zirkusnummern mit ganzkörper-tätowierten Männern und Frauen, die bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts reicht.⁶¹ Die Integri-

⁶⁰ Vgl. Karl von den Steinen, *Die Marquesaner und ihre Kunst*, a.a.O., S. 43; Greg Denning, „Introduction“, in: Robarts, *The Marquesan Journal*, a.a.O., S. 1–29, hier: S. 7–9; Greg Denning, *Islands and Beaches*, a.a.O., S. 112 f.

⁶¹ Ähnlich erging es dem 1835 aus dem Pazifik in die USA zurückgekehrten *beachcomber* James O’Connell, der sich als „The Tattooed Man“ einen Namen machte und im Zirkus auftrat (vgl. Vanessa Smith, *Literary Culture and the Pacific*, a.a.O., S. 51; auf diesen Fall werde ich am Ende meines Beitrages noch einmal zu sprechen kommen). Wie Alan Govenar zeigt, hatte die Tätowierung in den USA noch bis ins 20. Jahrhundert einen festen Ort im Zirkus: So trat der Tätowierkünstler und ehemalige Seemann Gus Wagner mit seiner am ganzen Körper tätowierten Frau Anfang des 20. Jahrhunderts in Zirkussen und auf Volksfesten auf; ihm folgten andere, bis die Praktik des Tätowierens gegen Mitte des Jahrhunderts so gängig war, dass sie nicht mehr zur Zirkusattraktion reichte (vgl. Alan Govenar, „The Changing Image of Tattooing in American Culture, 1846–1966“, in: Jane Caplan [Hg.], *Written on the Body*, a.a.O., S. 212–233, hier: S. 217 und S. 222–226; vgl. außerdem das Kapitel „Jahrmarkt“ in: Stephan Oettermann, *Zeichen auf der Haut*, a.a.O., S. 75–102, sowie das Kapitel „The Circus“ in: Steve Gilbert, *Tattoo History*, a.a.O., S. 139–148).

on in die heimische Gesellschaft war für den Rückkehrer Cabri schlussendlich offenbar schwerer als seinerzeit die in einen fremden marquesanischen Stamm – oder, wie Greg Dening es lapidar ausdrückt: „the return was more costly than the venture“.⁶² Im Europa des frühen 19. Jahrhunderts war Cabri aufgrund seiner umfangreichen Tätowierungen eindeutig als ein Grenzgänger erkennbar, der den Gepflogenheiten der eigenen Kultur vorübergehend abtrünnig geworden war und der von diesem Fehltritt für immer gezeichnet bleiben sollte. Da Cabri die Spuren des Fremdeinflusses unübersehbar und irreversibel an seinem Leib – und sogar in seinem Gesicht – trug, blieb er ein Fremdkörper im wahrsten Sinne des Wortes. Als er 1818 oder 1822 in Valenciennes starb, wurde erwogen, seiner Leiche die Haut abzuziehen, um diese zum Zwecke wissenschaftlicher Untersuchungen aufzubewahren. War zu Lebzeiten der einzige Ort für den Ganzkörper tätowierten der Rummelplatz, am Rande der Gesellschaft, sollte nach seinem Tod seine Haut in einem Museum ausgestellt werden und somit weiterhin als Kuriosität sichtbar bleiben.

IV. DIE GESICHTSTÄTOWIERUNG ALS STIGMA: HERMAN MELVILLES TYPEE

Während Alfred Gells These vom polynesischen Ursprung des Tätowierens im Westen in der jüngeren Forschung Widerspruch erfahren hat, ist ein anderer, für Gells Studie letztlich zentralerer Punkt kaum von der Hand zu weisen: Die Tätowierung war im 19. Jahrhundert untrennbar assoziiert mit Alterität. Neben einem Merkmal des ethnisch Anderen blieb sie vorwiegend ein ‚Klassen‘-Kennzeichen marginalisierter Gruppen; sie war Teil europäischer und amerikanischer Subkultur.⁶³ In Cesare Lom-

⁶² Greg Dening, *Islands and Beaches*, a.a.O., S. 149.

⁶³ Dies trifft in Gells Augen bis heute zu (der Einzug des Tätowierens in die Mainstreamkultur bleibt in der entsprechenden Passage seiner Studie unerwähnt). Gell schreibt: „Grossly speaking, tattooing [...] [is] characteristic of (1) preliterate societies, (2) repressed or marginalized minorities within more complex state systems.“ Weiter unten fügt er hinzu: „Tattooing in the West is characteristic of marginal subcultures, especially those which suffer repression (e.g. criminals, common soldiers and sailors, lunatics, prostitutes, and so on).“ Alfred Gell, *Wrapping in Images*, a.a.O., S. 18 und S. 19.

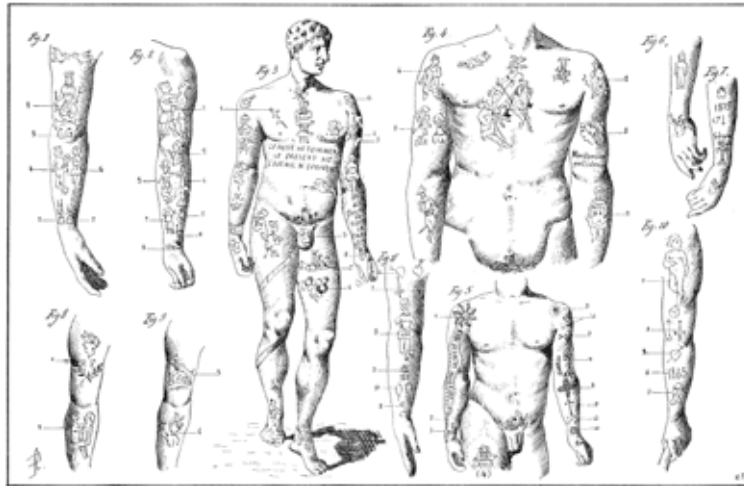


ABB. 4: „TATUAGGI DI DELINQUENTINI“.

brosos erstmals 1876 erschienenem, später mehrfach neu aufgelegt und übersetztem Buch *Der Verbrecher* heißt es über Italien, die „Sitte des *Tätowirens*“ sei hier „nur unter den niedersten Ständen, bei Bauern, Matrosen, Hirten, Handarbeitern, Soldaten, weit mehr indes unter der *Verbrecherklasse* verbreitet“; bei der Letzteren sei sie „so häufig, dass sie für die gerichtliche Anatomie zu einem *neuen, spezifischen* Merkmale geworden ist.“⁶⁴ Doch auch im Adel wurde mit der Eröffnung von Tätowierstudios die Körperbemalung zur beliebten Modeerscheinung⁶⁵ – einer der prominentesten Tätowierten war König Edward VII.⁶⁶ –, eine Tatsache, die Gell nicht berücksichtigt, wohl weil sich seine Analyse stark auf die Arbeiten Lombrosos stützt.

Interessanterweise ist allerdings selbst in Lombrosos Abbildungen tätowierter Delinquenten keine einzige Gesichtstätowierung zu finden (vgl. Abb. 4). Obwohl die Praktik des Tätowierens in Europa, wenn auch unter anderem Namen, bereits vor James

⁶⁴ Cesare Lombroso, *Der Verbrecher (Homo delinquens) in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung*, Übersetzung von Dr. M. O. Fraenkel, 2 Bde., 2. Abdruck, Hamburg 1894, S. 254 (Hervorh. im Original).

⁶⁵ James Bradley spricht gar von „tattoo craze“ unter englischen Adeligen um 1900. Vgl. James Bradley, „Body Commodification?“, a.a.O., S. 145 f.

⁶⁶ Vgl. Steve Gilbert, *Tattoo History*, a.a.O., S. 103.

Cook bekannt war und obwohl sie sich nach dem europäisch-polynesischen Kulturkontakt sowohl in Europa als auch in den USA ausbreitete, war die marquesanische Gesichtstätowierung demnach unweigerlich als außer-europäische Praktik erkennbar. Genau in diesem Sinne fiktionalisiert sie das Erstlingswerk des amerikanischen Autors Herman Melville, der 1841 an Bord des Walfangschiffes *Acushnet* die Marquesas-Insel Nuku Hiva erreichte. Hier desertierte er – vierzig Jahre nach Cabri – gemeinsam mit einem zweiten Matrosen, um den menschenunwürdigen Zuständen an Bord zu entkommen.⁶⁷ Die Männer flüchteten sich ins Landesinnere, wo sie vom Stamm der Taipi aufgenommen wurden. Als Melvilles Begleiter wenig später in Richtung Küste loszog, um seinem Weggefährten Medikamente für dessen auf mysteriöse Weise erkranktes Bein zu besorgen, und nicht wiederkehrte, blieb Melville alleine zurück. Aus den vier Wochen, die er als *beachcomber* auf Nuku Hiva verbrachte, werden in seinem 1846 erschienenen Roman *Typee. A Peep at Polynesian Life* ganze vier Monate, und dies ist nicht die einzige dichterische Freiheit, die sich der Autor nimmt.⁶⁸

Melvilles heutiger Status als Klassiker der Weltliteratur hat ihn zu dem mit Abstand bekanntesten *beachcomber* gemacht, obgleich er ein wenig charakteristischer Vertreter dieses Typus' ist. Der junge New Yorker aus einer zwar verarmten, aber mit einem stolzen Stammbaum ausgestatteten *gentry*-Familie markiert in seinem Roman deutlich, dass er als abenteuerlustiger Gelegenheitsmatrose nicht zum Stand des gemeinen Seemanns gehört. Melville erfindet für seinen Ich-Erzähler die Position des „gentleman-beachcomber“.⁶⁹ Ein weiterer wesentlicher Unterschied

⁶⁷ Zu den Zuständen an Bord von Walfangschiffen zu Melvilles Zeiten vgl. Alexander Pechmann, *Herman Melville. Leben & Werk*, Wien/Köln/Weimar 2003, S. 41–46.

⁶⁸ Melville hatte nur sehr begrenzt Einblick in indigene Praktiken gewonnen, weshalb seine umfangreichen ethnographischen Beschreibungen auf Berichten anderer Autoren beruhen (darunter vermutlich auch George H. von Langsdorff), wie Charles Roberts Anderson materialreich nachgewiesen hat. Vgl. Charles Roberts Anderson, *Melville in the South Seas* (1939), 2. Aufl., New York 1966, Kap. 5–8.

besteht darin, dass Melvilles fiktionales *alter ego* „Tom“ (von den Insulanern „Tommo“ genannt) nie die Absicht hat, langfristig auf der Insel zu verweilen oder gar, Cabri nacheifernd, zum „Vizekönig“ aufzusteigen. Nach anfänglichem Zögern kann er zwar den einheimischen Brotfruchtbrei genießen und lässt sich sogar dazu herab, rohen Fisch zu essen; seine Matrosenkleider legt er nach eigenem Bekunden jedoch nur ab, um sie für die Rückkehr zu seinen Landsleuten zu schonen: „When at Rome do as the Romans do, I held to be so good a proverb, that being in Typee I made a point of doing as the Typees did.“⁶⁹ So verschweigt Tommo auch nicht sein Vergnügen an der (nicht näher spezifizierten und daher viel Deutungsspielraum lassenden) Beziehung zu seiner jungen einheimischen Gefährtin, der mehrfach als ‚Nymphe‘ charakterisierten Fayaway.

Eine scharfe Abgrenzung vollzieht Tommo jedoch gegenüber der Praktik des Tätowierens, über die er sich zumeist abfällig äußert. Die umfangreichen Tätowierungen der männlichen Tai-pi bezeichnet er immer wieder als „Makel“ („blemish“), der im günstigsten Fall einen lächerlichen oder grotesken Effekt hat, weitaus häufiger aber abstoßend und abscheulich („hideous“) aussieht.⁷¹ Auffällig ist, dass solche negativen Äußerungen immer in Bezug auf Männer fallen. Die weiblichen Tätowierungen erscheinen Tommo weniger störend, da sie bei jungen Frauen wie Fayaway nur auf Schultern und Lippen zu finden seien und sich auch später auf Füße und Hände beschränkten. Betrachtet man die betreffenden Textstellen genauer, fällt darüber hinaus auf,

69 T. Walter Herbert, Jr., *Marquesan Encounters. Melville and the Meaning of Civilization*, Cambridge, MA/London 1980, S. 158. Vgl. auch ebd., S. 153.

70 Herman Melville, *Typee: A Peep at Polynesian Life* (1846), in: ders., *Typee: A Peep at Polynesian Life; Omoo: A Narrative of Adventures in the South Seas; Mardi: and a Voyage Thither*, hg. von G. Thomas Tanselle, New York 1982, S. 1–315, hier: S. 245.

71 Die Formulierung „the hideous blemish of tattooing“ (ebd., S. 107) ist nur eine von mehreren Passagen, in denen diese extrem abfälligen Begriffe erscheinen. Siehe als Höhepunkt der Tattoo-Aversion des Erzählers die Beschreibung von „five hideous old wretches, on whose decrepit forms time and tattooing seemed to have obliterated every trace of humanity“ (ebd., S. 114).

dass sich Tommos abschätzige Betrachtungen ausschließlich auf solche Männer beziehen, die auch im *Gesicht* tätowiert sind. So zeichnet sich der schöne Marnoo, den Tommo in einer erotisch aufgeladenen Beschreibung als den polynesischen Apollo vorführt, nicht zuletzt durch das Fehlen einer Gesichtstätowierung aus: „His cheek was of a feminine softness, and his face was free from the least blemish of tattooing, although the rest of his body was drawn all over with fanciful figures.“⁷²

Vielsagend ist in diesem Zusammenhang, an welcher Stelle das Thema der Gesichtstätowierung in Melvilles Roman eingeführt wird. Vor dem ersten Landgang seiner Mannschaft berichtet der Kapitän des Walfangschiffes vom Schicksal einiger Deserteure, wodurch er seine Crew von ähnlichen Eskapaden abhalten will. Seine Geschichte entspricht verschiedenen überlieferten Fällen:

“There was the old Dido, she put in here about two years ago, and sent one watch off on liberty; they never were heard of again for a week – the natives swore they didn’t know where they were – and only three of them ever got back to the ship again, and one with his face damaged for life, for the cursed heathens tattooed a broad patch clean across his figure-head.”⁷³

Das Wort „figure-head“, das auch ‚Galionsfigur‘ bedeuten kann, wird hier im Sinne von ‚Aushängeschild‘ verwendet. Dieser komischen Metapher zufolge ist das Gesicht das Aushängeschild einer Person, das deren Identität ausweist, so wie das Aushängeschild einer Wirtschaft deren Namen anzeigt. Wird quer über das Aushängeschild eine Zeichnung aufgetragen, so hat dies unmittelbare Auswirkungen auf die Art und Weise, wie die dazugehörige Person wahrgenommen und eingeschätzt wird: Das Gesicht und mithin die bisherige soziale Identität sind „damaged for life“. Erst nachdem er den lebenslangen Schaden erwähnt hat, den desertierte Matrosen durch Gesichtstätowierungen zu be-

⁷² Ebd., S. 162.

⁷³ Ebd., S. 47.

fürchten hätten, weist der Kapitän auf das Risiko hin, dass man auf der Insel auch dem Kannibalismus zum Opfer fallen könne. Die Praktik der Ganzkörpertätowierung erscheint folglich als ein noch effektiveres Mittel zur Abschreckung vor *beachcombing* als die Menschenfresserei. Das bestätigt die These Samuel Otters, wonach Tommos Sorge um die eigene körperliche Integrität sich namentlich auf die marquesanische Tätowierung bezieht und nicht primär (wie man aufgrund früherer Texte über Polynesien erwarten könnte) auf die Anthropophagie.⁷⁴

Dementsprechend spielt die Praktik des Tätowierens in Tommos gradueller Entfremdung von der Stammesgemeinschaft der Taipi eine zentrale Rolle. Tommos Entfremdung erreicht einen ersten Höhepunkt, als der Ich-Erzähler Zeuge der Tätowierung eines auf dem Rücken ausgestreckten alten Mannes wird, dessen Augenlider gerade in Arbeit sind und dessen Glieder vor Schmerz unwillkürlich zucken. In der ganz offensichtlich frei erfundenen Szene müssen die verblichenen Tätowierungen des Insulaners nachgebessert werden. Als der Tätowierer auf seinen Zuschauer aufmerksam wird und sogleich zu einer Tätowierung von dessen Gesicht übergehen will, gerät Tommo in Panik: „Horridified at the bare thought of being rendered hideous for life if the wretch were to execute his purpose upon me, I struggled to get away from him.“⁷⁵ Je mehr Tommo dem Tätowierer begreifbar zu machen versucht, dass er keine Behandlung wünscht, desto mehr steigert er aber scheinbar dessen Verlangen, sich in seiner Kunst auszuzeichnen. Es folgt eine groteske Szene, in der Tommo – „half wild with terror and indignation“⁷⁶ – vor dem Tätowierer flüchtet, der mitsamt seinem Tätowierwerkzeug hinter ihm hereilt. Tommo soll die charakteristischen Streifen erhalten, welche bei marquesanischen Männern wie Ringe um den Kopf gezogen wurden (auf Abb. 2 sehr deutlich zu erkennen) und die ihn beim Anblick des Eingeborenen Kory-Kory bezeichnenderweise an die Gitter-

74 Vgl. Samuel Otter, „Losing Face in *Typee*“, in: ders., *Melville's Anatomies*, Berkeley/Los Angeles/London 1999, S. 9–49, hier: S. 19. Vgl. auch ebd., S. 10.

75 Herman Melville, *Typee*, a.a.O., S. 254.

76 Ebd., S. 255.

stäbe eines Gefängnisfensters denken ließen.⁷⁷ Die Gesichtstätowierung würde Tommo an die Gesellschaft der Taipis binden, als Ausdruck der sozialen Verpflichtung und des Verlusts der persönlichen Unabhängigkeit. Und diese Bindung wäre irreversibel. Denn anders als die einheimischen Kleider könnte er die Gesichtstätowierung am Ende seines Aufenthalts nicht einfach wieder abstreifen. Melvilles Erzähler spricht wortspielerisch von einer Angst, das Gesicht zu verlieren: „[...] I now felt convinced that in some luckless hour I should be disfigured in such a manner as never more to have the *face* to return to my countrymen, even should an opportunity offer.“⁷⁸ In diesem Zusammenhang wird noch einmal die Metapher des ‚Aushängeschildes‘ aufgegriffen: „[I] shudder[ed] at the ruin he might inflict upon my figure-head“.⁷⁹ Das Gesicht steht für die soziale Identität einer Person, es ist Tommos für alle sichtbares ‚Aushängeschild‘. Wird dieses Aushängeschild beschädigt oder gar ruiniert (wie Melvilles Erzähler sich drastisch ausdrückt), wird das Gesicht verloren:

“Here ‘face’ means both the sense of dignity and, literally, the surface of the front part of the head. Tommo’s sense of dignity and his reputation – his identity – are bound up with his unmarked face. His figure, as Melville suggests, is in his head. The face is the conspicuous surface of contact between the individual inside and the social outside, the only such surface, with the exception of the hands, regularly exposed in Western fashion. [...] This vital surface will be imprinted permanently with degrading lines of difference for his countrymen to see and to read. No longer will he have a face that permits him to move undetected through American society. He will be a marked man.”⁸⁰

Weder der Autor Melville noch die meisten seiner Kritiker scheinen sich näher dafür zu interessieren, was der Beweggrund der

⁷⁷ Vgl. ebd., S. 103.

⁷⁸ Ebd., S. 255 (Hervorh. im Original).

⁷⁹ Ebd.

⁸⁰ Samuel Otter, „Losing Face“, a.a.O., S. 40 f.

Taipi sein könnte, Tommo im Gesicht tätowieren zu wollen. Einen Hinweis darauf bietet die Tatsache, dass auf einem solchen Eingriff nicht zuletzt der Stammeschef Mehevi besteht, der Tommos Ernährer ist.⁸¹ Gemäß unseres ethnologischen Wissens (das schon Melville aufgrund seiner Lektüre verschiedener Reiseberichte zumindest in Teilen zur Verfügung stand) entspricht diese Forderung der gängigen marquesanischen Praxis: Dadurch, dass er sich von Mehevi versorgen lässt, geht Tommo eine verbindliche Allianz ein, die in seinem Gesicht dokumentiert werden soll.

Dazu ist zu ergänzen, dass Tommo während seiner Flucht vom Schiff *Dolly* in das Inselinnere von einem dem Anschein nach psychosomatischen Leiden befallen wird, das eines seiner Beine schmerzhaft anschwellen und erlahmen lässt, wodurch er während seines Aufenthalts im Taipital in ein geradezu infantiles Abhängigkeitsverhältnis gerät. Kaum fähig zu gehen, kann er sich zunächst nur auf dem Rücken seines treuen „Dieners“ („valet“)⁸² oder, was eigentlich der treffendere Ausdruck wäre, aufmerksamen Bewachers Kory-Kory fortbewegen. Tommo wird von Kory-Kory nicht nur gefüttert wie ein Säugling, sondern auch sanft gebadet. Sein kindliches Ausgeliefertsein steigert sich nach dem Verschwinden seines Begleiters Toby, der loszieht, um Tommo an der Küste westliche Medizin zu besorgen und nicht zurückkehrt. Der Verbleib seines Kameraden wird Tommo verheimlicht, während man seine eigene Überwachung spürbar intensiviert. So findet sich der Matrose, der von einem Walfangschiff desertiert war, um der Tyrannei des Kapitäns zu entkommen, im Taipital unerwartet in einem Zustand der Gefangenschaft wieder. Als drei Wochen nach dem Verschwinden Tobys die Nachricht das Tal erreicht, es seien Boote vor der Bucht gesehen worden, und sich der Amerikaner sogleich zum Strand aufmachen will, lassen ihn die Taipi nicht gehen.⁸³ Der Weg zum Meer bleibt ihm von nun an durch eine „express prohibition of the savages“ versperrt.⁸⁴

⁸¹ Vgl. Herman Melville, *Typee*, a.a.O., S. 255 f.

⁸² Ebd., u.a. S. 178, 191, 211, 281.

⁸³ Vgl. ebd., S. 143 f.

⁸⁴ Ebd., S. 148.

In dieser exponierten Lage sieht Tommo sich mit dem Wunsch der Taipi konfrontiert, sein Gesicht zu tätowieren. Weil seine Gastgeber nicht aufhören, ihn zu bedrängen, bietet er zweimal – vergeblich – einen Kompromiss an, indem er zunächst einen Arm und schließlich sogar beide Arme vom Handgelenk bis zur Schulter zur Tätowierung freigibt.⁸⁵ Ein solcher Eingriff würde nach seiner Rückkehr in die Heimat nur einen sozialen Abstieg zu einem gewöhnlichen Seemann bedeuten (denn als solcher wäre er mit einer Armtätowierung gekennzeichnet). Die Gesichtstätowierung dagegen würde ihn auf eindeutige und unübersehbare Weise als kulturellen Überläufer kennzeichnen, dem eine soziale Reintegration nicht, oder nicht ganz, möglich wäre. So ist die bald darauf folgende vermeintliche ‚Entdeckung‘ des Kannibalismus⁸⁶ – als zweiter Schritt innerhalb der Entfremdung Tommos gegenüber den Taipi – erzähldramaturgisch eigentlich gar nicht mehr notwendig, um Tommos Flucht zu rechtfertigen.

V. FAZIT

Was nach der Flucht geschieht, erzählt Melvilles zweiter Roman, *Omoo. Adventures in the South Seas* (1847), der als Fortsetzung zu *Typee* angelegt ist und mit der Aufnahme des Amerikaners auf einem englischen Walfangschiff einsetzt (von dem er auf Tahiti desertieren wird). Im siebten Kapitel dieses Romans kommt es zu einer Begegnung zwischen der Schiffsmannschaft und einem englischen *beachcomber* namens Hardy vor der Marquesas-Insel La Dominica (Hiva Oa), in der alle in diesem Beitrag diskutierten Vorbehalte gegen die Gesichtstätowierung noch einmal in konzentrierter Form artikuliert werden:

⁸⁵ Vgl. ebd., S. 255 und 256.

⁸⁶ Wir befinden uns bereits im zweiunddreißigsten von insgesamt vierunddreißig Kapiteln, als sich Schlag auf Schlag der Himmel über dem Südseeparadies verfinstert. In drei Bündeln, die in seiner Hütte hängen und unter denen er die ganze Zeit geschlafen hat, befinden sich zu Tommos Entsetzen Schrumpfköpfe, darunter der eines Weißen (vgl. ebd., S. 269 f.). Eine Woche später macht er eine noch erschreckendere Entdeckung. Nach einem Gefecht der Taipi mit dem befeindeten Stamm der Happa findet ein Fest statt, an dem Tommo nicht teilnehmen darf. Zuvor hat er beobachtet, wie die Leichen getöteter Feinde herbeigetragen wurden. Nach dem

“Soon after, the canoe came alongside. In it were eight or ten natives, comely, vivacious-looking youths, all gesture and exclamation; the red feathers in their headbands perpetually nodding. With them also came a stranger, a renegade from Christendom and humanity – a white man, in the South Sea girdle, and tattooed in the face. A broad blue band stretched across his face from ear to ear, and on his forehead was the taper figure of a blue shark, nothing but fins from head to tail.

Some of us gazed upon this man with a feeling akin to horror, no ways abated when informed that he had voluntarily submitted to this embellishment of his countenance. What an impress! Far worse than Cain’s – *his* was perhaps a wrinkle, or a freckle, which some of our modern cosmetics might have effaced; but the blue shark was a mark indelible, which all the waters of Abana and Pharpar, rivers of Damascus, could never wash out. He was an Englishman, Lem Hardy he called himself, who had deserted from a trading brig touching at the island for wood and water some ten years previous.”⁸⁷

Die Bemalung von Hardys Gesichts, nicht nur mit einem blauen Querstreifen, sondern auch mit einem Haifisch an besonders prominenter Stelle, der Stirn, ruft bei den Beobachtern auf dem Schiff eine Reaktion der Abscheu hervor. Abermals ist es der Aspekt des Unauslöschlichen, Ewigen, der an der Gesichtstätowierung hervorgehoben wird. Die Passage beschreibt die Gesichtstätowierung als einen durch nichts zu beseitigenden Eingriff in die Identität. In hyperbolischer Emphase (aber auch mit unübersehbarer Ironie) behauptet Melvilles Ich-Erzähler, kein moderner

Fest hebt er kurz den Deckel eines Holzgefäßes an: „[M]y eyes fell upon the disordered members of a human skeleton, the bones still fresh with moisture, and with particles of flesh clinging to them here and there!“ (Ebd., S. 276). In beiden Fällen wird es der Fantasie der LeserInnen überlassen, ob es sich tatsächlich um Hinweise auf Kannibalismus handelt.

⁸⁷ Herman Melville, *Omoo. A Narrative of Adventures in the South Seas*, in: ders., *Typee; Omoo; Mardi*, a.a.O., S. 317–646, hier: S. 353.

Kosmetiker könne dieses Zeichen beseitigen, kein Fluss es je wegwaschen. Verglichen wird der tätowierte Matrose ausgerechnet mit dem Brudermörder Kain, der, dazu verdammt, „unstet und flüchtig [zu] sein auf Erden“, von Gott ein „Zeichen“ erhielt, „daß ihn niemand erschläge, der ihn fände“ (1. Mose 4, 12–15). Dabei erscheint die Gesichtstätowierung als Zeichen der Überschreitung, eine Fremdmarkierung, die Hardy irreversibel als Zivilisationsabtrünnigen charakterisiert. Tommos Bestreben in *Typee* ist es, seinen Ausflug in das exotisch-erotische Paradies der Südseeinsel möglichst ohne ein derart sichtbares Stigma zu beenden.

So ist Melvilles Protagonist gewissermaßen ein Anti-Guerreiro. Anders als der Spanier, der sich nach seiner Verheiratung mit einer Kazikentochter und erfolgreichen Einsätzen als Heerführer im Gesicht tätowieren ließ, möchte sich Tommo die Möglichkeit zu einer Rückkehr nicht verbauen – oder, genauer gesagt: er möchte sich die Möglichkeit zu einer Rückkehr in seine alte soziale Rolle nicht verbauen. Eine Gesichtstätowierung nämlich würde ihn im Amerika der Mitte des 19. Jahrhunderts zu einem ‚Freak‘ degradieren, wie Leonardo Cassuto in seiner Lektüre des Romans betont.⁸⁸ Cassuto verweist auf die Fälle des Engländers John Rutherford und des irischstämmigen Amerikaners James O’Connell, die als ehemalige Matrosen ihre in der Südsee erworbenen Tätowierungen öffentlich zur Schau stellten und mit spektakulären Geschichten über ihre angeblichen Abenteuer begleiteten. Rutherford trat erstmals 1828 auf, O’Connell ab Mitte der 1830er Jahre. Beide behaupteten, unter Zwang tätowiert worden zu sein. Bezeichnenderweise waren ihre Gesichter – wie Cassuto nur beiläufig anmerkt – frei von Tattoos.⁸⁹ Diese Tatsache verdeutlicht noch einmal die Singularität Jean-Baptiste Cabris.

Laut Joanna White stellten Tätowierungen in Europa und den USA „Zeichen der Überschreitung“ dar:

⁸⁸ Vgl. Leonardo Cassuto „What an object he would have made of me!': Tattooing and the Racial Freak in Melville's *Typee*“, in: Rosemarie Garland Thomson (Hg.), *Freakery. Cultural Spectacles of the Extraordinary Body*, New York/London 1996, S. 234–247, hier: S. 235.

⁸⁹ Vgl. ebd., S. 238 f.

“Clothing could be replaced, but tattoos were a permanent marker of beachcombers’ residence in the Pacific islands. They were interpreted by other Europeans as physical symbols of their transgression from and rejection of the values of their native culture. The more visible and irreversible the transformation, the more problematic the individual’s reincorporation into his own native society.”⁹⁰

Wie mein Beitrag gezeigt hat, ist es allerdings irreführend, in diesem Zusammenhang pauschal von ‚Tattoos‘ zu sprechen. Denn die große Mehrzahl der Seeleute, die im 19. Jahrhundert mit Tattoos aus der Südsee zurückkehrten, hatte nie in indigenen Gesellschaften gelebt. Überdies waren Armtätowierungen im Westen bald ein alltägliches Phänomen. Grund dafür, so legen die hier betrachteten Quellen nahe, war, dass die Praktik der Armtätowierung mit bereits etablierten Traditionen (wie dem Tätowieren von Pilgern) kompatibel war. Die *Gesichtstätowierung* hingegen blieb exotisch, unerklärlich und abschreckend; sie war Teil eines kulturellen Systems, das an die Inselgesellschaften Ozeaniens gebunden war und das im Zuge des europäisch-polynesischen Kulturkontakts nicht in den Westen exportiert wurde. Und so waren tätowierte Gesichter weiterhin ein ungewohnter Anblick, der in eine fremde Welt gehörte – und der entsprechend tätowierte Seemänner ihrerseits zu Fremden werden ließ, selbst 350 Jahre nach Gonzalo Guerrero. Erst mit der Tätowierung des Gesichts wurde ein vollkommener Wandel der kulturellen Identität vollzogen, weshalb Herman Melville in seinem Roman die Gesichtstätowierung als definitive und irreversible Grenzüberschreitung in Szene setzen konnte.

90 Joanna White, „Marks of Transgression“, a.a.O., S. 86.

Abb. 1: Johann Lund, *Die Alten jüdischen Heiligthümer, Gottesdienste und Gewohnheiten: für Augen gestellt, in einer ausführlichen Beschreibung des gantzen Levitischen Priesterthums, und fünf unter verschiedenen Büchern / ausgearb. durch Johannem Lundium; theils verbessert, theils vermehrt durch Johan. Christophorum Wolfium*, Hamburg 1738, zwischen S. 732 und S. 733 (Ausschnitt). Ich verwende die digitalisierte Fassung des Buches, die als elektronische Ressource bereitgestellt wird von der Universitätsbibliothek Frankfurt am Main: <<http://sammlungen.ub.uni-frankfurt.de/freimann/image/view/945041?w=1000>> (aufgerufen: 26. 7. 2015). Den Hinweis auf diese Abbildung verdanke ich Stephan Oettermann, *Zeichen auf der Haut. Die Geschichte der Tätowierung in Europa* (1979), 4. Aufl., Hamburg 1995, S. 16.

Abb. 2: Unterschrift zum „Siebente[n] Kupfer“ der deutschen Originalfassung von Langsdorffs *Bemerkungen auf einer Reise um die Welt*, a.a.O.; die Abbildung selbst ist dem Reprint der englischen Übersetzung von 1813 entnommen: George H. von Langsdorff, *Voyages and Travels in Various Parts of the World, during the Years 1803, 1804, 1805, 1806, and 1807* (1813), 2 Bde., Amsterdam/ New York 1968, Bd. I, zwischen S. 116 und 117.

Abb. 3 (links): George H. von Langsdorff, *Voyages and Travels*, a.a.O., Bd. I, zwischen S. 96 und 97. Die Bildunterschrift erscheint unter dem „Sechste[n] Kupfer“ der deutschen Originalfassung: *Langsdorffs Bemerkungen auf einer Reise um die Welt*, a.a.O. (Hervorh. im Original).

Abb. 3 (rechts): Karl von den Steinen, *Die Marquesaner und ihre Kunst. Studien über die Entwicklung primitiver Südseeornamentik nach eigenen Reiseergebnissen und dem Material der Museen*, Bd. 1: *Tatauierung. Mit einer Geschichte der Inselgruppe und einer vergleichenden Einleitung über den polynesischen Brauch*, Berlin 1925, S. 42.

Abb. 4: Cesare Lombroso, *L'uomo delinquente in rapporto all'antropologia, alla giurisprudenza ed alla psichiatria. Atlante*, 5. Aufl., Turin 1897, Abb. LXVIII.